

Prolog

Glockenbelles Lachen. Nebelschwaden.

Jemand hält sanft meine Hand.

Plötzlich blitzt Licht durch all das undurchschaubare Grau.

Alles wird in Schwarz getaucht.

Weiß. Schwarz. Und dann ganz viel Rot.

Nacht für Nacht dieselben Bilder, die mein Herz rasend schnell schlagen und mich schweißgebadet aufwachen ließen. Ahnungslos, was sie zu bedeuten hatten.

Es war Hannas 16. Geburtstag, der 12. Januar. Wie jedes Jahr holten sie und ihre Mutter mich von zu Hause ab und wie immer stand ich bereits am Küchenfenster. Voller Vorfreude wartete ich darauf, dass ihr roter Ford um die Ecke bog. Sobald ich ihn erblickte, stürmte ich eilig hinaus.

»Alles Gute, meine Süße«, quietschte ich aufgeregt in ihr Ohr und drückte ihr zahlreiche Küsse auf die Wange. Lachend nahm sie meine Hand und lief mit mir zum Wagen.

»Wer die meisten Rehe sieht«, sagte Hanna, als wir auf die Landstraße fuhren, die durch den benachbarten Wald führte. Es war zwar kindisch, doch wir weigerten uns, damit aufzuhören, nur weil wir eigentlich zu alt für solche Spielchen sein müssten.

Es stand 2:0 für Hanna und sie lachte ihr glockenhelles Lachen, als

plötzlich zwei Lichter aus den Tiefen des Waldes hervorblitzten. Alles wurde schwarz.

Nach einem Blinzeln erkannte ich Hanna aus den Augenwinkeln, deren Haut unter all dem Blut leichenblass war. Ein Mann stand neben uns, dessen Gesichtszüge sich ebenso in mein Gehirn einbrannten wie der Schmerz. Er telefonierte und wenige Minuten später ertönten die Sirenen eines Krankenwagens.

Von den zahlreichen Scherben hatte ich einige Schnittwunden im Gesicht, mein Knöchel war verstaucht, mein Arm gebrochen. Doch ich musste nicht deswegen im Krankenhaus bleiben, sondern weil ich nach Angaben der Ärzte einen Schock erlitten hatte.

Sobald jemand in mein Zimmer kam, fragte ich nach Hanna, doch niemand gab mir eine Antwort. Das Bild von ihr und dem Blut pulsierte in meinen Adern. Mein Atem ging unregelmäßig, alle paar Minuten rang ich verzweifelt nach Luft.

Vorsichtig öffnete ich die Tür meines Zimmers, sobald die Krankenschwester wieder verschwunden war und tapste über den Flur. Hannas Mutter saß vor einem der Zimmer. Sie schluckte schwer, als sie mich sah. Ich wagte es nicht, sie nach Hanna zu fragen. Mitten aus dem Nichts heraus schluchzte sie unter Tränen; das Schluchzen wurde lauter und lauter, bis es ein Schreien war. Hannas Vater stürmte mit tränennassem Gesicht aus dem Zimmer heraus und schlang die Arme um seine Frau. Wie versteinert blieb mein Blick an ihm hängen. Mein Mund war trocken und fand keine Worte. Seine traurigen Augen trafen meine fragenden, leeren. Er nickte leicht. Diese kleine, unscheinbare Kopfbewegung löste einen Tornado in mir aus. Hannas Vater versuchte, meinen bebenden Körper festzuhalten, doch ich verkrampfte mich so stark, dass es ihm nicht gelang.

Als meine Eltern kamen, lag ich noch immer wimmernd auf dem

Krankenhausflur. Jeden Versuch der Krankenschwestern, mir vom Boden aufzuhelfen, hatte ich mal schreiend, mal schluchzend abgewiesen. Mein Vater setzte sich neben mich, zog meinen Kopf auf seinen Schoß und strich mir immer und immer wieder beruhigend über den Rücken.

Sie ließen mich allein von ihr Abschied nehmen. Hanna sah so anders aus, auf eine seltsame Art allerdings noch immer wunderschön. Ihre Haut war nicht mehr leicht gebräunt und auch ihre Lachfältchen und Grübchen waren verschwunden. Sie war blass und wie glattgebügelt. Die vollen Lippen waren zu einem schmalen Strich geschlossen. Es fiel mir schwer, mir ihr schallendes, glockenhelles Lachen vorzustellen. Die streng zurückgekämmten Haare ließen nicht erahnen, wie durcheinander sie sonst waren und welche Energie sie ausstrahlten. Doch was mir tatsächlich den Atem raubte, waren ihre geschlossenen Augen. So konnte ich die schönste Farbe der Welt nie wieder erblicken und das Kribbeln, das ich dabei stets gespürt hatte, war für immer erloschen.

Sanft legte ich meine Finger auf ihre Wange und strich darüber. Am liebsten hätte ich ihre Augen aufgerissen, sie angeschrien; ihr gesagt, sie könne mich nicht einfach hierlassen, dass ich sie brauchte, um zu leben. So vorsichtig wie möglich, küsste ich ihre Stirn, wischte mir die Tränen weg, die wie ein sanfter Bach meine Wange hinunterliefen.

Ich hatte nicht nur unser dämliches Reh-Spiel verloren. Ich hatte alles verloren.

Wieder Zuhause holte ich mein Tagebuch aus meiner Schreibtischschublade hervor und schrieb:

12. Januar 2013
Sie ist weg.

*Genau wie mein Lachen und das Glück und alles, was ein
Leben ausmacht.*

Ende

Ein Igel liegt auf einer Straße. Ich gehe auf ihn zu, will ihn aufheben und auf den Grünstreifen setzen. Ein Motorengeräusch wird immer lauter. Plötzlich stehe ich in einem hellen Lichtkegel und im nächsten Augenblick werde ich mit voller Wucht durch die Luft geschleudert.

Es ist schwarz. Und es bleibt schwarz.

Es war Neujahr. Gegen eins kam ich von irgendeiner Party zurück, auf die mein Vater mich geschickt hatte. Ich sollte mich amüsieren. Hatte ich allerdings nicht. Es waren nur noch wenige Meter bis nach Hause, als ich auf der Straße einen Igel liegen sah. Langsam ging ich auf ihn zu, schob vorsichtig meine Hand unter seinen Körper und hob ihn hoch.

»Hey, Kleiner. Alles gut«, flüsterte ich. Augenblicklich schossen mir Bilder von meinem letzten Traum durch den Kopf. Ein Igel, ein Auto, unendliches Schwarz. Mein Herz schlug schneller und ich versuchte, meinen Atem unter Kontrolle zu bekommen, doch es gelang mir nicht. Ich konnte es jetzt beenden. Der Traum, den ich vor einem Jahr von Hannas Tod hatte, war wahr geworden, warum also sollte es mit diesem anders sein? Dafür war ich bestimmt. Das war mein Schicksal. Kein verfluchtes neues Jahr würde ich ohne sie hier auf dieser Welt bleiben. Das letzte war lang genug gewesen.

Die kalte Januarluft brannte in meinen Lungen, das Knallen von vereinzelt Silvesterböllern dröhnte unendlich laut in meinen Ohren.

All der Schmerz, den ich die letzten 12 Monate versucht hatte zu unterdrücken, quoll nun aus mir heraus. Er breitete sich in jede noch so kleine Zelle meines Körpers aus. Zitternd sah ich auf den kleinen Igel hinab. Der Schmerz in mir wuchs ins Unerträgliche, ich presste die Augen so fest ich konnte zusammen, doch es änderte nichts. Endlich ertönte ein Motorengeräusch. Es wurde lauter und lauter. Durch die geschlossenen Augenlider drang Licht und im nächsten Augenblick spürte ich einen Aufprall. Alles wurde hell. Alles wurde schwarz. Ich fiel und fiel. Es fühlte sich an wie ein Traum, in dem man unendlich lange ins Leere fällt und sehnlichst darauf wartet aufzuwachen. Doch ich wollte nicht aufwachen, ich wollte ein richtiges Ende, eine Erlösung von all dem Schmerz.

Doch leider war ich nicht tot. Mein Kopf pochte und ein Kribbeln fuhr durch meine Adern. Langsam führte ich meine Fingerspitzen an meine Stirn, die vor Schmerz pulsierte. Ein Echo hallte durch meinen Kopf und ich öffnete mühsam meine Augen. Die Finger, mit denen ich zuvor die Wunde berührt hatte, waren blutig. Panik machte sich in mir breit, hektisch sah ich mich zu allen Seiten um und blickte in das Gesicht einer aufgebrachtten Frau. Ihre Gesichtszüge wirkten erleichtert, als ich sie ansah. Wer war diese Frau? Wo war der Igel? Verdammt, was hatte ich diesem kleinen Wesen nur angetan? Die Frau kniete sich neben mich und strich über meinen Rücken. Hektisch redete sie auf mich ein.

»Es tut mir so leid, ich habe dich gar nicht gesehen, Schätzchen. Geht es dir gut?«

Benommen sah ich sie an und spürte, wie das Blut an meiner Stirn hinunterlief. In der Hoffnung, irgendwo den Igel zu entdecken, ließ ich meinen Blick schweifen, doch in der Dunkelheit konnte ich ihn nicht erkennen.

»Der Krankenwagen ist gleich da«, sagte sie, noch immer völlig aufgelöst und den Tränen nahe.

»Der Igel«, presste ich hervor. »Der Igel.«

Erneut wurde alles schwarz.

Als ich aufwachte, blickte ich in die grauen Augen meines Vaters, rot umrandet und wässrig.

»Liz, endlich! Oh, Schatz«, schluchzte er und legte seinen Kopf auf meine Brust. Nachdem ich ein paar Mal geblinzelt hatte, sah ich klarer und lächelte meinen Vater an, der sanft über meine Wange strich und dem Tränen das Gesicht herunterliefen. Meine Mutter, die in der Ecke saß, stand auf und fragte, wie es mir ginge.

»Gut«, flüsterte ich.

»Schön. Dann sage ich mal den Ärzten Bescheid«, meinte sie und verließ das Krankenhauszimmer.

»Ach, Schatz, was machst du denn?«, sagte mein Vater und lachte halbherzig. Ihm war die Freude, aber auch der Schock noch immer anzusehen und ich musste lächeln.

»Gar nichts. Da lag ein Igel auf der Straße«, begann ich und meine Stimme war immer noch ruhig, wurde dann aber etwas aufgebracht.

»Wo ist er?«

»Wo ist wer?«

»Na, der Igel.«

»Den habe ich in eine Tierarztpraxis gebracht. Du hast ja nur darüber geredet, bevor der Krankenwagen kam. Sobald sie ihn aufgepäpelt haben, werden sie ihn wieder aussetzen«, sagte die Frau, die mich leider nicht überfahren hatte, und kam langsam näher. Vorher hatte ich sie gar nicht bemerkt. »Geht es dir gut?«, fragte sie und das *Tut mir leid* sprang regelrecht aus ihren Augen.

»Denke schon«, antwortete ich und schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln, das ihr tatsächlich die Sorgenfalten von der Stirn trieb. »Und danke wegen des Igels.«

»Das war ja wohl das Mindeste. Und nochmal: Es tut mir schreck-

lich leid!«

In dem Moment, in dem ich abwinkte, kam meine Mutter mit einer Ärztin im Schlepptau ins Zimmer herein.

»Wie geht es dir?«, fragte sie mich.

»Gut«, sagte ich knapp.

Trotzdem machte sie noch ein paar Tests mit mir, um sicherzugehen, dass alles in Ordnung war.

Zwei Stunden später hielten wir vor unserem Haus und ich taumelte ein wenig beim Aussteigen. Schnell stützte ich mich am Auto ab.

»Alles okay, Süße?«, fragte mein Vater erschrocken, eilte zu mir und legte seinen Arm stützend um meine Taille. Stumm nickte ich und warf ihm ein zurückhaltendes Lächeln zu. Meine Mutter stand schon an der Tür und schloss auf. Die Ärzte hatten zwar keine ernsthaften Verletzungen feststellen können, sondern nur zahlreiche Prellungen, meinten aber, ich hätte riesiges Glück gehabt. Das sah ich ganz anders. Mehr Pech hätte ich nicht haben können. Ich lebte noch und zu den Schmerzen, die ich vorher schon hatte, kamen jetzt auch noch körperliche hinzu. Was war das nur für eine Ironie? Bei dem Unfall vor einem Jahr hätte ich alles dafür gegeben, wenn niemand umgekommen wäre und jetzt war es mein sehnlichster Wunsch gewesen. So saß ich also noch immer ganz unten irgendwo in der Tiefe meiner Schmerzen, unfähig, mich von ihnen zu befreien. Selbst in ihnen unterzugehen, hatte ich nicht geschafft.

Nachdem ich mittags wieder aufgewacht war, setzte ich mich an meinem Schreibtisch und sah dem Regen zu, wie er laut und unerbittlich auf mein Dachfenster prasselte. Das erste Mal seit einem Jahr öffnete ich mein Tagebuch und schrieb:

1. Januar 2014

*Man sagt vielleicht oft, einem breche das Herz, aber wie es
sich wirklich anfühlt, das weiß ich erst, seit sie weg ist.
Damals ist sie auf mein Herz gefallen, mitten rein und mit so
einer Wucht, dass es brach.
Sie blieb irgendwie hängen, krallt sich noch immer daran fest
und zieht mich mit sich herunter.*

Halluzinationen

Das Leben ging weiter. Leider. Es war noch schlimmer als zuvor. Ich spielte mit dem Gedanken, es noch einmal zu versuchen. Nicht so spontan, besser geplant. Es durfte nicht noch einmal schiefgehen. Als ich nachmittags nach Hause kam, entdeckte ich einen Brief auf meinem Schreibtisch. Er war an mich adressiert, hatte jedoch keinen Absender.

Liebe Liz!

Du wirst wahrscheinlich nicht glauben, was du gleich liest, aber es ist wahr und mit der Zeit wirst du das merken.

Wir wissen, du hast einen Koffer mit dir herumzutragen, unter dessen Gewicht du zu zerbrechen drohst. Wir wissen, du würdest am liebsten alles wegschmeißen und dich gleich mit. Doch wir wissen auch, du bist stark genug, um anderen mit ihren Koffern zu helfen.

Deswegen wird bald jemand auftauchen, der dir dabei als unsichtbarer Begleiter zur Seite stehen und helfen wird.

Wir glauben an dich – tu du es auch!

Die Kofferengel

Verwirrt las ich den Brief dreimal, bis ich mir sicher war, dass all dies wirklich dort stand. Ich hielt es für einen Scherz von den Mädchen aus meiner Schule und ging mit dem Umschlag zu meinem Vater.

»Wer hat den Brief abgegeben?«, fragte ich ihn und wedelte dabei vorsichtig mit dem Umschlag.

»Hier war keiner. Wo lag er denn?«

»Auf meinem Schreibtisch.«

Er nahm die Brille ab, was er immer tat, wenn er nachdachte.

»Was war denn drin?«

»Nichts«, log ich und ging zurück in mein Zimmer, wo ich erschrocken nach Luft schnappte. Ein Mädchen, blass und mit langem braunem Haar, saß auf meinem Schreibtisch, direkt neben dem Brief. Sie wirkte transparent, irgendwie durchsichtig und sah leicht wie eine Feder aus. Träumte ich oder wurde ich langsam wahnsinnig? Ich presste die Augen zusammen und schob die Erscheinung auf den gestrigen Unfall. Doch als ich sie wieder öffnete, war sie noch immer da und lächelnte mich an.

»Wer bist du?«

Meine Stimme klirrte beinahe vor Kälte. Im letzten Jahr war ich so kalt geworden, ich ließ niemanden an mich heran außer meinen Vater. Und selbst der musste immer wieder darunter leiden, dass ich ein wandelnder Eisblock war. Aber für mich war das okay. Denn wenn ich eines gelernt hatte, dann war es Folgendes: Alles wird einigermaßen erträglich, wenn man nur lange genug abwartet. Es war so, als wäre ich andauernd von unangenehm kühler Luft umgeben, die aus einem Ventilator kam und manchmal etwas Hagel mit sich brachte. Aber genau so wie die Einwohner des Nordpols an die Kälte gewöhnt sind, war diese innere Kälte für mich mittlerweile normal geworden.

»Na, überleg mal«, sagte sie. Das Mädchen blieb ganz ruhig. Ihre Stimme strahlte das genaue Gegenteil zu meiner aus: Sonne und Wärme und Unbeschwertheit. Sie war die sanfteste, die ich jemals gehört hatte. Und trotzdem brachte sie mein Eis nicht zum Schmelzen.

»Was weiß ich denn?!«

Verschmitzt lächelnd tippte sie auf eine Passage im Brief.

... *unsichtbarer Begleiter* ...

»Du willst mich doch verarschen, oder?«

»Eigentlich nicht.«

»Sondern?«

»Mein Name ist Emily, ich bin deine unsichtbare Begleiterin. Nur du kannst mich sehen, spüren und hören.«

Zweifelnd zog ich meine Augenbrauen hoch. Sie öffnete den Mund, doch ich brachte sie mit einem Blick zum Schweigen. Im Laufe des Abends versuchte sie immer wieder, mit irgendwelchen Erklärungen anzufangen und immer wieder reichten meine Blicke aus, sie davon abzuhalten. Irgendwann legte sie sich auf mein Bett und schon nach wenigen Minuten schien sie zu schlafen. Ich holte mein Tagebuch hervor.

2. Januar 2014
Ich halluziniere

Später legte ich mich mit so viel Abstand wie möglich neben sie, doch sie schien es trotzdem zu bemerken. Sie drehte sich um und legte ihren Arm auf meinen Bauch. Verärgert und erschrocken nahm ich ihn hoch, legte ihn zurück und rückte so nah an die Wand, dass sich die Kälte durch mein T-Shirt fraß.

Winter

Am nächsten Morgen war der Geist immer noch da, auch der Brief lag auf meinem Schreibtisch. Emily war also entweder keine Halluzination oder dieser merkwürdige Zustand hielt noch immer an. Ihr Arm, der auf meinem Bauch lag, entlockte mir ein Seufzen, genervt verdrehte ich die Augen. Sie sah so zart aus, wie sie dalag, und das gefiel mir gar nicht. Es war typisch für meinen Kopf, sich so ein bezauberndes Wesen auszudenken, aber Emily würde mich nicht weich kriegen. Dafür war das Eis zu dick.

Selbst in der Schule, als ich in der Pause in meine Ecke hinter den Büschen verschwand, spielte mein Verstand mir wieder einen Streich und ließ Emily auftauchen.

»Hallo?«, sagte sie unsicher mit ihrer glockenklaren Stimme. Demonstrativ drehte ich meinen Kopf in ihre Richtung und sah plötzlich direkt in ihre Augen. Sie hatten das gleiche Grüngelb wie Hannas und versetzten mich damit zurück in die Vergangenheit.

In der fünften Klasse war ich die Einzige gewesen, die niemanden kannte, und hatte somit als Letzte vorne an der Tafel gestanden, um mir einen Platz zu suchen. Lediglich ein Doppeltisch war noch frei, an den ich mich setzen musste. Dort saß ich zweieinhalb Monate allein. Bis es irgendwann mitten im Unterricht an der Tür klopfte und ein Mädchen hereintrat, das so viel Sonne mit sich brachte, dass ich das erste Mal in diesem Raum lächelte. Sie stellte sich vor, setzte sich freudestrahlend

neben mich und stieß mir sanft mit dem Ellbogen in die Seite. Ihre Augen leuchteten noch stärker als ihr Lächeln.

»Lauter«, rief ich und Papa drehte das Radio auf, bis die Autositze leicht vibrierten. Fröhlich singend fuhren wir zum Baumarkt. Dort zeigte ich einem Verkäufer das Foto von Hannas Auge, auf dem ihre Augenfarbe klar zu erkennen war.

»Die Farbe soll ich dir anmischen?«, fragte der bagere Mann und seine Bartbaare schienen mehrere Zentimeter hochzuwandern, als er lächelte, und ich nickte ein wenig irritiert. Begeistert sahen Hanna und ich in den Behälter, in dem nach und nach das Grüngelb herumgeschlendert wurde, in dem ich täglich versank.

Draußen war es schon recht dunkel, als mein Zimmer endlich die Farbe hatte, die ich so liebte. Während Hanna und ich gemeinsam nur eine Wand bepinselt hatten, hatte Papa die restlichen drei gestrichen und dennoch sahen sie um Welten besser aus.

»Und sollen wir vor die da deinen Kleiderschrank schieben?«, fragte Papa lachend und deutete auf die Wand, die wir beide gestrichen hatten. Kurz fand ich die Idee ganz gut, aber dann schüttelte ich entschieden den Kopf. Hannas und mein Werk wollte ich immer sehen können. Auch wenn die Wand leicht fleckig war, würde sie mich immer an diesen Tag und an Hanna erinnern. Wir hängten die Wäscheleine mit unseren Fotos daran, die nach und nach voller wurde.

Ich spürte Hannas warmen Atem in meinem Gesicht, weil sie so nah neben mir lag und ich konnte ihr Himbeershampoo riechen. Leise klopfte es an der Tür.

»Ja?«, sagten wir beide.

Papa knipste das Licht an und steckte seinen Kopf herein.

»Schlaf gut, meine Mädchen«, flüsterte er.

Für eine Sekunde noch war mein Zimmer so hell erleuchtet, dass ich das Gelbgrün an meiner Wand und das in Hannas Augen erkennen konnte. Sanft legte ich meine Hand auf ihre Wange und sie zuckte leicht zusammen.

»Deine Hand ist ja ganz kalt, Lizzie.«

Ihre warme Stimme war kaum noch hörbar. Sie nahm meine Hand in ihre und ich spürte, wie ich langsam auftaute.

Dieser Moment, in dem ich Emilys Augen sah, öffnete etwas in mir und brachte das Eis in mir zum Schmelzen, wie damals Hanna, als sie meine Hand in ihre nahm. Tränen stiegen mir in die Augen und ich spürte, wie sich ein Kloß in meinem Hals bildete. Emily legte mitfühlend ihren Kopf auf meine Schulter und flüsterte: »Schon okay.«

Sofort war die Melancholie verschwunden und brachte aus dem Loch, in dem sie verschwand, das Eis wieder mit heraus. Energisch stieß ich Emily von mir weg und sprang auf. Sie war mir zu nah. Allein ihre Anwesenheit machte mich wütend.

»Was willst du eigentlich von mir? Du sollst gehen, hörst du? Ich will dich nicht bei mir haben! Verschwinde einfach«, schrie ich und stürmte aus dem Gebüsch heraus. Und auch wenn jeder wusste, dass ich dort jede Pause verbrachte, sahen mich die anderen Schüler erst erschrocken und dann amüsiert an. Bis zur Toilette konnte ich die Tränen der Wut unterdrücken, doch dann weinte ich herzerreißend. Doch welches Herz sollte ich schon brechen? Plötzlich tauchte Emily vor mir in der Kabine auf.

»Verpiss dich«, brüllte ich, weinend und auf dem Boden der Toilettenkabine sitzend. Sie sah traurig weg, blieb aber dennoch auf der Toilette sitzen.

»Hast du nicht verstanden? Du sollst dich verpissen«, sagte ich mit einer Stimme, die inzwischen nur noch ein Flüstern war. Von draußen ertönte ein Kichern und ich presste die Augen zusammen, endlich verschwand sie aus meinem Sichtfeld. Meine Augen blieben geschlossen, auch als das Kichern aufhörte und kein Mucks mehr auf der Toilette zu hören war. Die Klingel ertönte und kündigte das Pausenende an, doch ich stand nicht auf.

Nach und nach versank die Melancholie in dem Schwarz, das mir meine verschlossenen Augen boten. Ich öffnete sie vorsichtig. Emily saß noch immer dort und sah mich verständnisvoll an. Einen Moment

lang hatte ich das Bedürfnis, ihr zuzulächeln, doch stattdessen stand ich mit einem Blick voller Gleichgültigkeit auf und ging in den Unterricht. Ein verhaltenes Lachen ging durch die Klasse, als ich eintrat und Herr Schwarz mich interessiert ansah. Sein Humor, der genauso schwarz war wie sein Name, machte ihn ohnehin zu meinem Hasslehrer und ich sah ihm an, er wusste genau Bescheid, weshalb ich erst jetzt kam. Doch er fragte süffisant grinsend, was der Grund für mein verspätetes Erscheinen war.

»Es ging mir nicht gut«, würgte ich hervor.

»Darf ich fragen, inwiefern?«

»Nein, dürfen Sie nicht«, sagte ich, drehte mich um und verschwand aus dem Klassenraum. Auf wackligen Beinen verließ ich das Schulgelände und setzte mich an die Haltestelle. Emily ließ nicht lange auf sich warten. So langsam begriff ich, dass sie nur dann auftauchte, wenn ich allein war. Um sie also so wenig wie möglich ertragen zu müssen, wäre es gut, oft unter Menschen zu sein. Dies wiederum widersprach meiner inzwischen erworbenen Natur. Kurz wägte ich ab, was mir lieber war. Auch wenn ich unter Menschen war, würde niemand mit mir reden; also war dies vermutlich erträglicher, als einen plappernden Geist um mich zu haben, dessen Nettigkeit ich weder ertrug noch verdient hatte. Doch bevor ich meine Idee in die Tat umsetzen konnte, fing Emily schon an zu reden.

»Es tut mir leid, Lizzie. Ich dachte, dir würde ein bisschen Zuneigung ganz guttun.«

»Da liegst du wohl falsch. Und soll ich dir sagen, woran das liegt? Du kennst mich nicht und genau deswegen hast du mich auch nicht *Lizzie* zu nennen, okay?«

Meine Worte trafen genau so, wie sie sollten: Sie schwieg. Als ich aufstand, um in den Bus zu steigen, sah ich in ihren Augen Tränen glitzern, die sie jedoch krampfhaft zurückhielt. Während der Bus mich nach Hause fuhr, schwirrte dieses Bild durch meinen Kopf wie ein

Schwarm Bienen. Ein Teil meines Eises machte Anstalten zu schmelzen. Zumindest wurde der Gedanke, sie sei nur eine Halluzination in meinem Kopf, zur leisen Hoffnung, dass sie vielleicht doch mehr war.

»Wie war die Schule?«, fragte mein Vater während des Essens und sah mich interessiert an.

»Wie immer«, erwiderte ich schulterzuckend und wich seinem Blick aus.

»Liz?«, sagte er seltsam angespannt. »Was heißt *wie immer*? Du sagst das andauernd und ich habe nicht die geringste Ahnung, wie es immer ist. Und es tut mir leid, dass ich dich jetzt erst frage.«

Hastig schaufelte ich mir die letzten Nudeln in den Mund und schluckte sie herunter.

»Nichts Besonderes halt«, sagte ich und verschwand. Eine Gänsehaut breitete sich auf meinen Armen aus.

3. Januar 2014

Ich bin so kalt, so gefühllos und unnahbar.

Ist es das, was es heißt, Mensch zu sein?

Ist man dann automatisch ein Monster?

Jeder auf seine Weise?

Schneemann

Entnervt schlug ich die Decke weg und ließ sie auf Emily fallen. Sie zuckte zusammen wie ein Baby, das schlecht geträumt hatte, und öffnete die Augen, die ein wenig ihres Strahlens verloren hatten. Offenbar hatte ich es mit meiner Kälte geschafft, ihrer Fröhlichkeit endlich ein Ende zu setzen.

Das Telefon klingelte.

»Ich geh schon«, rief ich auf dem Weg zur Küche. Es war die Sekretärin aus dem Krankenhaus, die mir mitteilte, Frau Nowak, die Frau, die mich angefahren hatte, habe ihre Nummer hinterlassen. Ich notierte sie mir, legte auf und setzte mich an den Esstisch. Meine Mutter war schon zur Arbeit gefahren, was mir nur recht war.

»Und, wer hat angerufen?«, fragte mein Vater.

»Das Krankenhaus. Frau Nowak hat ihre Nummer hinterlassen, damit ich mich bei ihr melde.«

»Das ist aber lieb. Hast du sie schon angerufen?«, fragte er, doch ich schüttelte trübe den Kopf.

»Was kann sie schon von mir wollen?«, fragte ich und stocherte mit einem Löffel in meinem Müsli herum. Mein Vater legte sein Brot energisch zurück auf den Teller und sah mich verärgert an.

»Sich entschuldigen wahrscheinlich.«

»Hat sie doch schon.«

»Mensch, Liz! Leg mal deinen Mantel aus Eis ab und folge deinem

Verstand! Du hast sie doch ganz nett gefunden. Zumindest machte es den Anschein, als sie dir von dem Igel erzählt hat. Also ruf verdammt nochmal einfach an«, sagte er entrüstet und ließ seine Faust lautstark auf den Tisch fallen. Seufzend stand ich auf, ging zum Telefon und wählte die Nummer. Schon nach nur einem Piepen meldete sich jemand.

»Jacek Nowak«, klang es genervt aus dem Telefon. Kurz spielte ich mit dem Gedanken, wieder aufzulegen, aber mein Vater warf mir einen warnenden Blick zu.

»Liz Erlers hier. Ist Frau Nowak da?«

»Ja, Moment«, sagte der Junge und für ein paar Momente herrschte Stille, dann war Frau Nowak am Telefon.

»Hallo Liz! Ich darf dich doch Liz nennen, oder?«

»Klar«, sagte ich tonlos, doch sie redete einfach weiter.

»Ich wollte dich zum Essen einladen. Als Entschuldigung, weißt du? Du kannst auch deine Eltern mitbringen, wenn du magst.«

»Moment«, sagte ich, reichte meinem Vater das Telefon und ging ins Badezimmer.

»Heute Abend gehen wir zwei mit Tatjana und ihrem Sohn essen, einverstanden?«, fragte mein Vater, während ich meine Jacke anzog. »Mama ist ohnehin über Nacht weg, weil sie mit ihren Studioleuten auf Geschäftsreise fährt.«

»Besser so«, sagte ich mit einem leichten Lächeln auf dem Gesicht. Auch er schmunzelte und drückte mir wie jeden Morgen einen Kuss auf die Stirn. Bildete ich mir das ein oder drückte er mich fester an sich als sonst?

»Tatjana«, stellte sich am Abend Frau Nowak vor. Sie steckte in einem schicken engen Kleid und schüttelte meinem Vater und mir lächelnd die Hand. Neben ihr stand ihr Sohn, der mir ein schüchternes Lächeln

zuwarf. Verwundert sah ich ihn an; er sah netter aus, als er am Telefon geklungen hatte. Tatjana schaute uns freundlich aus ihren traurigen Augen an. War ich der Grund für diese Traurigkeit? Wohl kaum. Möglichst unauffällig versuchte ich, sie zu beobachten, während sie sich mit meinem Vater unterhielt.

»Und, was machst du so beruflich?«

»Ich arbeite als Lektor«, hörte ich ihn sagen und entdeckte dunkle Ränder unter Tatjanas Augen.

»Dann arbeitest du viel von Zuhause aus, oder?«

»Ja, alles Homeoffice«, sagte er mit einem verlegenen Lächeln – englische Begriffe waren nicht so sein Ding. Schnell fügte er hinzu: »Und als was arbeitest du?«

»Ich bin Krankenschwester«, entgegnete Tatjana mit einem verträumten Lächeln, das auch meinem Vater nicht entging.

»Du magst deinen Job wohl gern?«

»Absolut! Ich könnte mir keinen schöneren Beruf vorstellen. Den Menschen zu helfen und so viel Dankbarkeit zu erhalten, ist einfach toll. Wobei natürlich auch ziemliche Idioten dabei sind. Aber, na ja, ich will nicht zu viel erzählen«, sagte sie und sah mit rot angelaufenen Wangen auf ihre Hände herunter. »Liz, wo ist denn deine Mutter?«, riss sie mich aus meinen Gedanken.

»Auf Geschäftsreise«, antwortete ich abrupt.

»Schade, ich hätte sie gern kennengelernt«, entgegnete sie mit einem Lächeln auf den Lippen.

»Ach, so schade ist das gar nicht.«

»Liz!«, ermahnte mich mein Vater. Schnell wandte er sich an Jacek, um das Thema zu wechseln. »Und Jacek, was ist mit deinem Vater?«

»Ist auch nicht so schlimm, dass er nicht hier ist«, scherzte er und löst damit die eben entstandene Spannung.

Während mein Vater und Tatjana immer mehr auftauten und sich angeregt unterhielten, spielte ich den stillen Beobachter. Abgesehen

von den dunklen Augenringen, erkannte ich auch zwei verblasste blaue Flecken, die ein wenig aus Tatjanas Ausschnitt herauslugten. Ich spürte Jaceks Blick auf mir und sah schnell hinunter auf meine Hände. Sobald er sich wieder von mir abgewandt hatte, suchte ich nach weiteren Auffälligkeiten an Tatjana. Obwohl ich es nicht wollte, stellte mein Kopf wie von allein Hypothesen auf, warum sie so unendlich traurig zu sein schien. Ob die Augenringe und Blutergüsse damit im Zusammenhang standen? Irgendwann schwirrten so viele Gedanken in meinem Kopf herum, dass ich mich entschuldigte und auf die Toilette verschwand. Dort schaufelte ich solange Wasser in mein Gesicht, bis ich meinte, wieder normal zu sein. Seit dem Unfall stimmte irgendetwas nicht mit mir. Ich halluzinierte nicht bloß, sondern fing nun auch an, über die Probleme anderer nachzudenken. Und das obwohl ich doch schon unter meinen eigenen zu zerbrechen drohte.

Als ich zurückkam, stand das Essen bereits auf dem Tisch und Tatjana warf mir einen entschuldigenden Blick zu.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte sie, nachdem sie ihr Pizzastück hastig heruntergeschluckt hatte. Schwach lächelnd nickte ich. »Tut mir leid, dass wir schon angefangen haben. Wir wussten nicht, wie lange du wegbleibst und das Essen sah so verlockend aus«, meinte sie. Selbst während sie mir zuzwinkerte, waren ihre Augen voller Traurigkeit. Schulterzuckend zwinkerte ich zurück und wandte mich meinem Essen zu. Ich spürte, wie Jacek mir andauernd Blicke zuwarf, die voller Fragezeichen waren. Nachdem ich ein paar Mal zurückgeschaut hatte, merkte ich, dass auch er starke Augenringe hatte und seltsam traurig wirkte. Es war nicht ganz so offensichtlich wie bei Tatjana, doch vielleicht wurde es auch nur durch sein ständiges Lächeln übertönt, das mich jedes Mal erreichte, wenn sich unsere Blicke kurz trafen. Ein- oder zweimal merkte ich, wie sich auch auf meine Lippen der leise Hauch eines Lächelns schlich.

Tatjanas Augen strahlten förmlich, als sie sich für den schönen Abend bedankte.

»Wir können das gern wiederholen«, stammelte mein Vater ein wenig unbeholfen, doch sein charmantes, ehrliches Lächeln untermauerte seine Aussage. Tatjana schaute verlegen zu Boden, nahm ihre Handtasche und ging durch die Tür, die mein Vater ihr aufhielt. Zum Abschied wagte ich es, Jacek ein kleines Lächeln zurückzuwerfen. Vorsichtig kam er auf mich zu und umarmte mich, als hätte er noch nie zuvor jemanden umarmt. Dennoch stellte er sich besser an als ich, denn ich stand nur stocksteif da und versuchte, nicht wegzuspringen und davonzulaufen.

Wieder Zuhause wagte ich es nicht, aufzuschreiben, was mit mir passiert war. Ich wollte nicht zugeben, dass ich so sein konnte – dass ich mich für andere interessierte, den Wunsch hatte, ihnen zu helfen und ihre Sorgen hinwegzufegen. Seit Hannas Tod hatte ich mir doch geschworen, nie wieder eine enge Bindung zu jemandem aufzubauen, damit ich nie wieder solch einen Schmerz empfinden musste, wenn ich denjenigen dann verlor. Nie wieder wollte ich mich so fühlen, wie ich es an jenem Tag und jedem darauffolgenden getan hatte. Nie wieder wollte ich mich so verletztlich machen. Nie wieder wollte ich mich so unendlich einsam fühlen. Also schrieb ich nichts davon auf, wie ich mich nach dem Essen fühlte. Nichts von der Sympathie, die ich für Tatjana und Jacek empfand und nichts von der Sorge, die ich um sie hatte. Morgen würde ich aufwachen und nichts könnte beweisen, was ich heute gefühlt hatte. Ich würde wieder ganz normal sein. Keine Halluzinationen, kein Brief und keine Gefühle. Alles wie immer.

In meinem Traum durchlebte ich den Abend noch einmal. Als Jaceks Arme meine berührten, richtete ich mich blitzartig in meinem Bett auf und weckte dabei Emily, die sich an die Wand gekuschelt hatte.

»Alles okay?«, fragte sie und drehte sich verschlafen zu mir um.

Geistesgegenwärtig nickte ich und stand auf, um ins Badezimmer zu gehen. Dort angekommen schaufelte ich mir das Wasser ins Gesicht. Es war eindeutig Sympathie gewesen, die ich für Jacek und Tatjana empfand, nicht nur in meinem Traum, sondern auch in der Realität. Das war ein Gefühl, das ich lange nicht gespürt hatte und das nun seine Krallen in mir vergrub. Es mag für die meisten ein angenehmes Gefühl sein, aber für mich bedeutete es so viel mehr. Es war so eng verbunden mit der Angst vor Zurückweisung. Nach Hannas Tod hatte mich jeder nur schief angeschaut, keiner sprach mehr als ein paar Worte mit mir. Irgendwann hatte ich es satt, diese mitleidigen Blicke zu ertragen, hinter denen nichts weiter lag. Es dauerte nicht lange, da hatte ich eine Eisschicht um mich herum aufgebaut, die mich vor diesen Blicken und dem leisen Flüstern der anderen schützte. Doch jetzt spürte ich, wie diese Schicht Risse bekam und ich wusste, ich konnte nichts dagegen tun. Von all dem Eis, das mich sonst kilometerdick umgab, war auf einmal so wenig übriggeblieben. Ich war keine Lawine mehr, sondern ein kleiner Schneeball. Um ein Zittern zu unterdrücken, biss ich mir auf die Lippen. Als ich hinausging, stand Emily plötzlich vor mir.

»Bist du verrückt?«, entfuhr es mir erschrocken.

»Tut mir leid, ich wollte nur nach dir sehen«, flüsterte sie resigniert.

»Du brauchst nicht nach mir sehen«, fauchte ich sie an.

»Lizzie, alles okay? Mit wem zum Teufel redest du da?«, fragte mein Vater, der schlaftrunken aus seinem Zimmer schlurfte und mich verwirrt ansah.

»Mit niemandem«, antwortete ich erschrocken und verschwand schnell in meinem Zimmer.

4. Januar 2014

*Was macht man, wenn man kein Eis ist,
sondern nur noch geschmolzener Schnee?*

*Wenn man nicht mehr weiß,
wie man etwas anderes als Eis sein kann?*

Koffer

Ich konnte nicht einschlafen und wenn ich es trotzdem schaffte, dann wachte ich fünf Minuten später mit der Angst in meinen Knochen wieder auf. Dementsprechend tief waren die Ränder unter meinen Augen, als ich morgens in den Spiegel sah. Aber das war nicht das Einzige, was mir auffiel. Meine Haare wirkten heller, beinahe dunkelblond, meine Haut war noch blasser als sonst und meine Augen sahen unnatürlich hell aus. Selbst die Narbe vom Unfall vor einem Jahr an meiner rechten Schläfe wirkte blasser. Doch wahrscheinlich bildete ich mir all das genau so ein wie den Geist und meine Gefühle, die sich immer wieder in mein Herz schlichen.

»Hast du gut geschlafen?«, fragte mein Vater am Frühstückstisch. Ich nickte und war erleichtert, dass er nicht noch einmal fragte, mit wem ich gestern geredet hatte. Vielleicht glaubte er, er habe geträumt. Doch vermutlich erinnerte er sich zwar, wusste aber, wie aussichtslos es war, noch einmal zu fragen und dass es ihn nur einen weiteren dumpfen Tritt in den Bauch kosten würde.

Zurück in meinem Zimmer setzte ich mich auf die Fensterbank und versuchte nicht daran zu denken, wie anders alles war, seit ich den Brief der Kofferengel erhalten hatte. Die ganze Zeit spürte ich Emilys Blick auf mir liegen. Ich war zu müde, um ihr zu sagen, sie solle mich nicht ständig ansehen.

»Was ist los?«, fragte sie, nachdem sie mittlerweile Löcher in mich gestarrt hatte. »Ich weiß, du willst nicht mit mir reden und auch sonst

mit niemandem, aber das geht nicht. Ich bin echt, der Brief ist echt, deine Gefühle sind echt. Also hör auf, dich in eine Ecke zu setzen und darauf zu warten, dass deine Gefühle wieder verschwinden. Du denkst, diese Kälte, die du ausstrahlst, ist gut? Das ist sie nicht. Sie tut weh. Als würden Eiszapfen runterfallen und ihre Spitzen in die Körper der Menschen rammen, die dich lieben. Stell dir vor, wie viele Narben dein Vater davon schon haben muss.«

Eine Millisekunde kam kein Wort aus ihrem Mund.

»Hör auf, hör auf«, schrie ich sie an und ließ den Kopf fallen. Mein Kinn fiel auf meine Brust und ich spürte, wie Tränen aus meinen Augen traten. Blitzschnell und wie von allein wischten meine Fingerspitzen sie weg. »Hör auf damit.«

Meine Stimme war ein Flüstern.

»Ich höre nicht auf. Und du weißt, ich habe recht«, sagte sie nun etwas sanfter. Ich hob mein Kinn etwas an und schaute sie in einer Mischung aus Traurigkeit und Erwartung an.

»Warum bist du hier?«, fragte ich leise.

Zuerst hatte ich gedacht, diese ganze Kofferengel-Geschichte wäre ein Scherz und um ehrlich zu sein, hielt ich das Ganze noch immer für eine ziemlich dumme Idee, doch ich schien nicht drum herum zu kommen. Emily hatte mir erklärt, sie sei der im Brief erwähnte unsichtbare Begleiter und ich eine Auserwählte der sogenannten *Kofferengel*. Der Name mag albern sein, aber er bringt ziemlich gut auf den Punkt, was sie sind: Schutzengel, die Menschen dazu auserwählen, anderen zu helfen, ihre Koffer zu tragen. Koffer, das stand für die seelische Last, die ein jeder Mensch mit sich herumträgt. Aber da ich selbst einen Koffer hatte, der mehr als groß genug war, verstand ich nicht, weshalb sie mich gewählt hatten.

»Warum ich?«

»Warum nicht?«

»Weil ich viel zu schwach bin.«

»Das stimmt nicht. Außerdem hast du ja auch mich.«

»Und du meinst, dann schaffe ich das?«

Sie sagte nichts, setzte sich zu mir auf die Fensterbank und betrachtete meine Hand. Ich sah, wie sie sich leicht auf ihre Lippe biss und dann sacht ihre Hand auf meine legte. Einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, sie wegzuziehen und ihr zu sagen, sie solle gehen, doch ich tat es nicht. Ich ließ sie liegen, ließ das Kribbeln in meinem Bauch zu und schenkte ihr ein zaghaftes Lächeln. Ihre Augen strahlten. Es tat ein bisschen weh, weil sie Hannas so sehr ähnelten. Aber mit einem Mal war mir klar, ich musste bei mir selbst anfangen, wenn ich meinen *Auftrag* erfüllen wollte. Und das wollte ich.

*5. Januar 2014
Noch mehr Koffer.
Aber ich schaffe das.
Ich MUSS das schaffen.*

Ich wusste nicht, woher dieser plötzliche Optimismus kam, aber irgendwie hatte er Wurzeln in mir geschlagen.

Traum

Als ich am nächsten Morgen das Gewicht von Emilys Arm auf meiner Taille spürte, hatte ich nicht wie üblich das Bedürfnis zu seufzen oder die Augen zu verdrehen. Das wohlige warme Gefühl in meinem Bauch war immer noch da, so stark wie gestern Abend. Irgendwie hatte mir der Gedanke, etwas Bedeutendes zu tun zu haben, Hoffnung gegeben. Es gab mir das Gefühl, doch noch gebraucht zu werden.

Emily wachte ebenfalls auf und rieb sich verschlafen mit der einen Hand die Augen, während sie sich die andere vor den Mund hielt und herzlich gähnte. Dann sah sie mich an und sofort lag auf ihren Lippen ein Lächeln und in ihren Augen war das Strahlen, das mich so an Hanna erinnerte. Ich schloss die Augen für einen Moment, bis ich es wagte zu sprechen.

»Du bist wirklich echt. Irgendwie zumindest. Oder?«, flüsterte ich und drehte mich auf die Seite, sodass unsere Köpfe nur wenig voneinander entfernt waren. Sie nickte lächelnd.

»Gehst du irgendwann wieder?«, flüsterte ich.

»Erst, wenn du mich nicht mehr brauchst«, sagte sie nach einem kurzen Zögern.

Wenn ich einmal anfange, dich zu brauchen, dann höre ich nicht mehr damit auf, wollte ich sagen, aber ich ließ meinen Mund geschlossen und stand nach einem kurzen Lächeln auf.

Ich saß an meinem Schreibtisch und machte meine Hausaufgaben,

während Emily auf meiner Fensterbank saß und zusah, wie der Schnee langsam vom Himmel fiel. Die Flocken waren dick und sahen aus wie kleine Kissen.

»Emily?«

Abrupt hob sie ihren Kopf.

»Ja?«

»Was soll ich tun? Wem soll ich helfen? Und wie? Oder kommt derjenige noch? Werde ich ihn erkennen?«, fragte ich immer schneller sprechend.

»Überleg mal«, sagte sie mit einem aufgeregten Grinsen. Grübelnd biss ich mir auf die Lippen.

»Tatjana ... und Jacek. Vielleicht? Aber wie?«

»Du musst sie wiedersehen.«

»Soll ich warten, bis ich sie zufällig auf der Straße treffe oder was?«

Sie lachte verschmitzt und sah zu Boden, bis sie mir schließlich mit den ins Gesicht blickte und mich an den Zettel erinnerte, auf dem Tatjanas Telefonnummer stand. Schnell lief ich zum Telefon, um den Zettel zu suchen, doch er war nicht mehr da.

»Papa«, rief ich. »Papa, wo ist der Zettel mit der Nummer von Tatjana?«

Keine Antwort. Ich lief in alle Zimmer, riss die Türen auf, doch sowohl mein Vater als auch der Zettel waren nirgends zu finden. Die Mülleimer in der Küche waren leer, also öffnete ich beinahe panisch die Schubladen, wühlte in ihnen herum, aber der Zettel blieb verschwunden. Ich schnappte mir das Telefonbuch und meine Finger blätterten blitzschnell zu N. Unter *Nowak* standen drei Einträge, allerdings ohne Vornamen. Mein Herz raste und ich schluckte meine Angst und meine Scham herunter. Meine Finger wählten die erste Nummer. Es wurde sofort abgehoben.

»Nowak«, meldete sich eine Frau, die jedoch eindeutig nicht Tatjana war. Schnell legte ich auf und tippte die nächste Nummer ins Telefon.

»Nowak«, sagte eine Männerstimme.

»Ist Tatjana da?«, fragte ich in der Hoffnung, dass dies ihr Ehemann war.

»Wer soll das sein?«

Mein Finger drückte blitzschnell den roten Hörer und meine Hände zitterten, während ich die letzte Nummer eintippte. Beinahe so, als würden die Minusgrade nicht nur draußen, sondern auch drinnen herrschen. Es klingelte. Einmal, zweimal, dreimal, viermal.

»Nowak«, meldete sich eine Frau, deren Stimme Tatjanas sehr ähnelte.

»Tatjana?«, fragte ich erleichtert.

»Tut mir leid, ich kenne keine Tatjana.«

Ich legte meinen Finger auf die Taste zum Auflegen, doch ich wollte es nicht wahrhaben.

»Bist du nicht Tatjana?«, fragte ich mit zitternder Stimme und krallte mich an Telefon und Schrank fest.

»Nein, Liebes. Ich heiße nicht Tatjana. Kann ich dir denn irgendwie helfen?«

»Nein«, flüsterte ich. »Nein.«

Das Telefon fiel mit einem Krachen auf die Fliesen. Unter Tränen ließ ich mich am Schrank hinuntergleiten, bis ich schließlich auf dem kalten Boden saß und den Kopf in den Händen vergrub. So schnell konnte man mich also in die Knie zwingen. Offenbar war ich doch nicht so unnahbar wie gedacht.

Es war schnell dunkel geworden und ich wusste noch immer nicht, was ich tun musste oder konnte. Emilys Rat war gewesen, einfach abzuwarten. Sie war fest davon überzeugt, ich würde schon bald wissen, was zu tun war. Natürlich *musste* ich eigentlich gar nichts tun. Ich hätte den Brief und Emily ignorieren können und so weiter machen wie vorher. Aber ich fühlte mich verantwortlich, was nicht nur absurd war, sondern

mich selbst erschreckte. Wo war mein altes Ich geblieben? Das Ich, das ich war, seit Hanna tot war. Die Unnahbarkeit war mit der Zeit kein magischer Zaubermantel mehr, der mich vor Schmerz schützen sollte, sondern meine zweite Haut geworden. Doch jetzt schien ich mich zu häuten wie eine Schlange; und ich war immer noch unsicher, wie ich es finden sollte, wieder mehr zu der Person zu werden, die ich vor jenem verhängnisvollen Tag gewesen war.

Im Bett wälzte ich mich hin und her. Anfangs hatte Emily mich mitfühlend angesehen und versucht, mich aufzumuntern, aber ich hatte nur trübselig nach draußen gestarrt, bis sie eingeschlafen war. Irgendwann konnte ich meine Augen nicht mehr offenhalten und spürte, wie mein Atem gleichmäßig und schwer wurde.

Ein Bus fuhr eine Straße entlang, mehrere verschwommene Gestalten in ihm. Eine Silhouette wurde schärfer. Es war Jacek. Der Bus erreichte eine Einmündung, plötzlich fuhr von links ein Transporter auf ihn zu. Es krachte und schepperte, als er in die Seite des Busses hereinraste und ihn zerquetschte.

Ich zuckte zusammen und mein Herz schlug rasend schnell. Verzweiflung brodelte in mir und stieg hoch bis zu meinem Hals, raus aus meinem Mund.

»Jacek? Jacek?«, fragte ich schlaftrunken und meine Adern waren voll mit Angst, ich konnte ihr Pochen beinahe hören. Unsanft stieß ich Emily meinen Ellbogen in die Rippen. Sie fuhr hoch, sah mich böse an.

»Habe ich dir wehgetan?«, fragte ich erschrocken.

»Nein, alles gut«, sagte sie, während sie sich die Augen rieb. »Warum weinst du? Was ist passiert?«

»Er wird sterben.«

»Wovon redest du?«, fragte sie. Erwartungsvoll sah sie mich an und

ich konnte nicht anders, als sie zu umarmen. Ich fiel ihr regelrecht um den Hals und sie zog mich fest an sich heran. Ihr Herz pochte gegen meinen Kopf. Sobald ich mich von ihr gelöst hatte, fühlte ich einen Kloß in meinem Hals anschwellen.

»Wer wird sterben? Hast du schlecht geträumt?«

Ich erzählte ihr, dass meine letzten Unfall-Träume wahr geworden waren. Es dauerte ewig, bis ich zur Ruhe kam. Immer wieder erzitterte ich und konnte unter all den Tränen, die ich weinte, oft nicht sprechen. Ich erzählte ihr alles, was ich dachte, was ich fühlte, was all die Jahre nicht aus mir herausgekommen war, weil ich es fest in mir verschlossen hatte. Sie nahm mich in den Arm und strich mir über die Haare.

»Emily?«

»Ja, Lizzie?«

»Wieso bist du bei mir?«

»Weil du mich brauchst.«

»Aber«, sagte ich, doch mir versagte für einen Moment die Stimme.

»Ich hätte dich schon früher gebraucht. Viel früher.«

»Aber an Neujahr, da hast du mich wirklich gebraucht.«

»Du warst da, als ...«

»Als du den Unfall hattest?«

»Mh«, machte ich.

»Ich bin so froh, dich zu dem Augenblick beobachtet zu haben. Es war so lieb von dir, wie du den Igel von der Straße genommen hast ... und dann wäre beinahe ein riesiges Unglück geschehen.«

Verlegen wandte ich meinen Blick ab. Wenn sie von meiner Version dieses Unfalls wüsste, fände sie meine Igel-Rettungs-Aktion sicher nicht mehr so heldenhaft.

»Was ist denn?«, fragte Emily plötzlich wieder besorgt. Was hatte dieses Mädchen bloß für eine Gabe, immer sofort zu merken, wenn mir Gedanken durch den Kopf schossen, die ich für mich behalten wollte?

»Nichts«, winkte ich ab, doch sie blickte mich forsch an. Hanna hatte das auch andauernd getan. Sie wusste immer, wenn etwas nicht stimmte. Ein Blick hatte genügt, um meine Worte nur so sprudeln zu lassen. Doch noch war ich mit Emily nicht so weit, noch war ich standhafter. Also blickte ich lediglich weiter auf meine Hände und presste meine Lippen aufeinander, damit sie ja nichts ausplauderten.

»Es war doch ein Unfall«, fragte sie zögerlich. »Oder?«

Mist. Mist, Mist, Mist. Wie kam sie denn nun darauf? Ich hatte doch kein einziges Wort gesagt. Ich schloss die Augen. Gleich würde sie mich enttäuscht ansehen, vielleicht auch anschreien. Mit Sicherheit aber wäre dieses Gefühl von Geborgenheit in wenigen Sekunden zerplatzt. Ich zählte innerlich herunter. Drei, zwei, eins ...

»Du wolltest sterben?«, flüsterte sie fassungslos.

Da war es. Die Bombe war geplatzt. Und genau so explodierte ich anschließend.

»Weißt du, in welchem Elend aus Schmerz und Verachtung, Selbstvorwürfen und Angst und ...«, schluchzte ich unter Tränen, die mir die Wangen herunterliefen wie ein reißender Fluss.

»Beruhig dich«, sagte sie leise, legte meinen Kopf auf ihre Schulter und strich behutsam über meine Haare. Das Gefühl von Geborgenheit war nicht verschwunden. Im Gegenteil, es war noch viel stärker als zuvor.

»Emily, was passiert jetzt?«, fragte ich, nachdem ich mich von ihr gelöst hatte.

»Du wirst ihn retten.«

»Und wie?«

»Weißt du, wo dieser Unfall passieren soll?«

»Ja, an einer Kreuzung gleich hier in der Nähe.«

»Dann hältst du den Bus auf.«

»Und wann? Wann wird es passieren? Es kann morgen sein oder übermorgen oder in einer Woche oder auch nie.«

Meine Stimme schraubte sich wieder auf.

»Kannst du dich an die Tageszeit in deinem Traum erinnern?«

Ich zögerte einen Moment.

»Ich glaube, es war morgens.«

»Dann gehst du morgen früh vor der Schule dorthin und hältst diesen Bus auf, falls er kommt, hörst du? Du schaffst das, glaub mir.«

Stumm sah ich sie an.

»Du glaubst es nicht, stimmt's?«

»Würdest du dir glauben?«

»Definitiv. Ich bin schließlich ein Schutzengel und ich bezweifle, dass wir gleich bei unserer ersten Mission scheitern.«

6. Januar 2014

*Ich wünschte, es wäre nicht so verdammt schwer,
an sich zu glauben.*